

Der Blick am Ende der Nacht (AT)

Exposé:

Der Neurologe Simon Thaler wird im Nachtdienst in den OP gerufen. Es ist sein letzter Arbeitstag am Bezirkskrankenhaus in den Alpen, wo er Ruhe finden wollte, nachdem er vier Monate zuvor fluchtartig die Universitätsklinik verlassen hat. Oberarzt, OP-Schwester und eine ihm unbekannte Frau operieren bereits. Bis in den Morgen versuchen sie einen schwerverletzten Mann zu retten – vergeblich, der Patient stirbt unter ihren Händen.

Zwölf Jahre später: Jahrelang hat sich der Protagonist in seiner Arbeit vergraben. Als Corona-bedingt die Patienten ausbleiben und er vorübergehend seine Praxis schließt, tauchen bruchstückhafte Erinnerungen auf, die ihn veranlassen, noch einmal das Krankenhaus aufzusuchen. Beim Durchforsten der alten Krankenakte entdeckt er, dass die „unbekannte Frau“ im OP-Bericht fehlt. Ein Versehen? Doch als er den Oberarzt befragt, behauptet dieser, die Frau würde nicht existieren. Simon ist ernsthaft irritiert. Sind seine Erinnerungen am Ende nur *false memories*?

Um den beunruhigenden Gedanken auszuweichen, fliegt er nach Marokko, doch während seiner Wanderungen durch das Atlasgebirge drängen neue Bilder aus der Vergangenheit in sein Bewusstsein: Die Assistenzzeit an der Uni-Klinik, die Forschungsarbeit, sein krankhaft ehrgeiziger Chef. Und Marie – zunächst nur Kollegin, dann seine Freundin. Ihr Autounfall. Das Bild ihres verletzten Körpers auf der Intensivstation geht ihm nicht aus dem Kopf. Ein Suizidversuch, hieß es damals. Doch war es das wirklich? Wie kann sich Simon sicher sein, wenn er seinen eigenen Erinnerungen nicht trauen kann?

Schuldgefühle treiben ihn in der Nacht hinaus in die karge Felslandschaft. Unter dem afrikanischen Sternenhimmel wird ihm klar, dass er nicht weiter flüchten kann. Am nächsten Morgen macht er sich auf den Rückweg, um seine Lebensgeschichte zu finden.

Vita:

Christian Maczek, geb. 1963, war nach dem Studium in der medizinischen Forschung und an verschiedenen Kliniken in Deutschland und Österreich beschäftigt und arbeitet seit 2002 als niedergelassener Dermatologe.

Im Rahmen des Fernstudiums und verschiedenen Seminaren der Textmanufaktur entstand sein erster Roman, an dessen Veröffentlichung der Autor zurzeit arbeitet.

Bei dem hier vorgestellten Text handelt es sich um sein neues Romanprojekt.

Der Blick am Ende der Nacht (AT)

Romananfang

Februar 2008

Wie findet die Nacht in die Operationssäle, in diese fensterlosen Räume mit ihrer kargen, immer gleichen Einrichtung, in denen man nicht weiß, welche Himmelsrichtung hinter den Wänden liegt? Wie mischt sie sich in das Neonlicht, in die Farben der Monitore, das Summen der elektronischen Geräte? Die Nacht findet hierher, weil man sie mitbringt. Geduldig wartet sie im Dienstzimmer, während man schläft, bis sich der Piepser meldet, um einen in den OP zu rufen. Sie schlüpft in die hastig übergeworfene Kleidung und heftet sich einem an die Fersen auf dem Weg durch die nüchternen Gänge der Klinik, die Bettenstationen, mit ihrem säuerlich-chemischen Geruch, den halb offenen Türen, aus welchen hier und da ein Stöhnen dringt. Die Nacht lässt sich nicht aufhalten und fährt im Lift mit, durchquert die Schleuse zum Waschraum und gleitet durch die automatische Tür hinein in den Operationssaal. Doch manchmal ist die Nacht schon da. Sie wurde von einem anderen mitgebracht. Da liegt sie, unter dem grellen Lichtkegel der OP-Lampe, großflächig abgedeckt mit sterilen Tüchern, abgesehen von einem schmalen Viereck, das den Blick frei gibt auf die klaffende Wunde – blutig dunkelrot.

Sie bemerkten mich nicht, als ich in der Tür stand, die drei Gestalten über den OP-Tisch gebeugt, eingehüllt in graue Kittel. Ein Mann, zwei Frauen – dicht beieinander um die Wunde herum, diesem aufgerissenen, fleischigen Mund, inmitten grünem Stoffs. Operationen in der Nacht sind niemals Routine, in den Nächten geht es um Dringliches, Unfälle, um Eingriffe, die keinen Aufschub auf den nächsten Tag dulden. Das

weiß man, wenn man geweckt wird, und man bereitet sich darauf vor, während man durch die trüb beleuchteten Gänge läuft. Trotzdem. Ich konnte meinen Blick nicht abwenden von der Wunde, sekundenlang starrte ich sie an, der blutige Mund schien mich anzubrüllen – grollend, jämmerlich, verzweifelt. Ich riss mich zusammen und machte einen Schritt in den Raum.

Einen Schritt näher an dem verhüllten Körper. Rechtsseitig, unterhalb der Körpermitte lag die Wunde, noch konnte ich nicht erkennen, ob es sich um eine Verletzung handelte oder einen Schnitt mit dem Skalpell. Ich versuchte die Konturen des Menschen unter den Tüchern abzuschätzen – Mann oder Frau? Die automatische Tür schloss sich hinter mir mit einem Klicken. Eine der Gestalten sah auf und kam auf mich zu. Während mir die OP-Schwester in den Kittel half, blickte ich zur Wanduhr: kurz nach drei.

Als ich mich zum Tisch stellte, nickte mir der Mann zu. „Nehmen Sie den Sauger. Sie müssen nichts anderes tun, nur saugen, aber gescheit.“

Die Wunde nun aus der Nähe, keine Verletzung, sondern ein glatter Hautschnitt, auch die Muskulatur schon teilweise durchtrennt, überall kleine verkohlte Stellen verursacht durch die elektrische Blutstillung.

Stilles Arbeiten. Nur das metallische Klirren des OP-Bestecks, im Hintergrund das rhythmische Pumpen der Beatmungsmaschine, das Piepsen der Monitore. Dazwischen einzelne Worte: Pinzette, Naht, Kugeltupfer. Wir standen paarweise um den OP-Tisch: Oberarzt Peter Bauer, kräftige Statur, schmale randlose Brille, neben ihm die OP-Schwester, mittelgroß, hager, ich kannte sie, aber hatte ihren Namen vergessen. Ihnen gegenüber die andere Frau und ich. Hin und wieder sah ich zur Seite, doch ihr Blick blieb auf die Wunde gerichtet, ihr Gesicht im Profil versteckt hinter dem Mundschutz, ihre Haare verdeckt durch die OP-Haube.

„Was machen wir hier eigentlich?“ Schon mehr als zehn Minuten stand ich den Sauger in der rechten, einen Haken in der linken Hand am

OP-Tisch und bisher hatte sich niemand bemüht gefühlt, mir den Grund zu erklären, warum ich geweckt worden war.

Die Schwester sah mich streng an. Ich erwiderte ihren Blick und sah in die grauen Augen mit grünen Sprenkeln, die Pupillen klein im grellen OP-Licht, ein Schatten auf den Unterlidern, feine Fältchen, die sich vom Augenwinkel ausgehend über die Schläfe verästelten. Mehr sieht man nicht von einem Menschen in einem Operationssaal, nur seine Augen, alles andere bleibt verhüllt, verborgen. Trotzdem, OP-Schwestern können das, streng schauen, allein mit ihren Augen. Nicht nur das, sie können auch den Grad der Strenge modulieren, je nach Art des zu andenden Vergehens, und, mehr noch, je nach Rang des Störenfrieds in der strikten OP-Hierarchie.

In späteren Jahren flocht ich diese Beobachtung ab und an in Gespräche ein, wenn ich mit Kollegen über die Klinikzeit plauderte, denn ich konnte sicher sein, ein Nicken oder amüsiertes Lächeln zu ernten. Auch wenn es selbstgefällig war, weil ich mir als zweite Assistenz die Dreistheit erlaubte, nicht nur das Wort zu ergreifen, sondern etwas zu fordern. Ja, sie kam gut an, die kleine Anekdote – über den weiteren Verlauf dieser Nacht sprach ich jedoch nur einmal, ein einziges Mal nach vielen Jahren.

Der Oberarzt musterte mich kurz über seine Brille. „Kollege Thaler, sie sollen saugen.“ Er operierte weiter. Wieder mein Blick zur Seite, der Kopf der anderen Frau nun über die Wunde gebeugt, eine braune Locke in ihrem Nacken schaute aus der Haube heraus.

„Spülung.“

Die OP-Schwester leerte eine Schale Kochsalzlösung in die Wunde, verwandelte diese für ein paar Momente in eine trübe Lache. Mit einem schlürfenden Geräusch verschwand das blutige Wasser im Sauger.

„Wir müssen amputieren“, sagte der Oberarzt. „Er ist septisch geworden.“

Ich musste nicht überlegen, wer *er* war. Die Geschichte kursierte seit Tagen im Krankenhaus. Zunächst als Kuriosität. Er selber hatte es so dargestellt, als er in die Ambulanz eingeliefert wurde, als kleine, dumme Geschichte, die ihm passiert wäre, wenn auch verdammt schmerzhaft. Dabei lächelte er oder hätte es zumindest versucht, erzählte der Ambulanzpfleger, der ihn versorgte. Auch er hätte versucht, so etwas wie ein Lächeln zustande zu bringen, um seinen Kollegen aufzumuntern, denn sie kannten sich seit langem. Der Ambulanzpfleger und Othmar hatten jahrelang zusammengearbeitet, damals noch auf der Bettenstation. Aber als er das blutige Hosenbein aufschnitt, wäre er froh gewesen, dass Othmar die Augen geschlossen und den Kopf zurückgelegt hatte, so dass er seinen Gesichtsausdruck nicht sah, und auch nicht das eigene Bein übersät mit dunkelblauen Hämatomen, vor allem aber nicht die helle Knochenspitze, die aus dem Unterschenkel ragte.

Der Oberarzt fluchte. Pulsierendes Blut spritzte aus der Wunde auf den Ärmel der Schwester.

„Strom.“

Die andere Frau legte die Elektrodenspitze an die Pinzette des Oberarztes. Ein kurzes elektrisches Summen.

„Strom.“

„Nochmal.“

Die Hand der Frau zitterte.

Noch immer das Pulsieren.

„Klemme, Naht.“

Der Oberarzt klemmte die Arterie ab und verschloss sie mit einem Faden.

Am folgenden Tag wurde nicht mehr von einer Kuriosität gesprochen. Was blieb war die Dummheit, die ursprünglich vielleicht noch als *klein* erscheinen konnte, angesichts ihrer Folgen mochte aber

auch dieses Adjektiv keiner mehr verwenden, und letztlich blieb es im Unklaren, was tatsächlich passiert war. Bereits am zweiten Tag machten verschiedene Versionen die Runde, und welche davon der Wirklichkeit entsprach, ließ sich nicht mehr erfragen, denn nachdem die Frakturen in einer mehrstündigen Operation versorgt worden waren, hatten die Chirurgen beschlossen Othmar Steiner in künstlichen Tiefschlaf zu versetzen.

Die Muskulatur war sorgfältig durchtrennt, die großen Blutgefäße mit Nähten unterbunden, die Blutungen aus den kleineren Adern weitgehend gestillt und in der Tiefe der Wunde schimmerte das Weiß des Oberschenkelknochens. Ich dachte an die Brüche im Bereich des Kniegelenks und des Unterschenkels, die versehrten Knochenteile, die vor zwei Tagen mit Metallplatten und Schrauben versorgt worden waren – umsonst. Der Oberschenkel war intakt geblieben, hatte die Dummheit, und inzwischen erschien es als riesige Dummheit, unbeschadet überstanden. Bis jetzt. Ich führte den Sauger in die Wunde, fuhr das kurze sichtbare Stück des Knochens entlang, hin und her als könnte ich damit den Lauf der Dinge aufhalten, während Oberarzt und OP-Schwester das Gerät zusammensetzten, den Schlauch anschlossen. Ein kurzes, probeweises Sirren – die Knochensäge war einsatzbereit.

Der Oberarzt warf mir einen Blick zu. „Saugen, Thaler, aber kommen Sie mir nicht in die Quere.“ Seine Stimme gedämpft durch den konvexen Plexiglasschild vor seinem Gesicht, den ihm die Schwester aufgesetzt hatte.

Wieder das Sirren, doch sobald die Säge auf den Knochen trifft verändert sich das Geräusch. Jetzt ist es kein Sirren mehr, sondern ein Kreischen, während sich das vibrierende Sägeblatt in das Knochengewebe frisst. Moderne Technik, steril, präzise – und barbarisch. Aus der Wunde sprühte es, feinste Blutstropfen, Gewebestückchen, winzige Knochensplitter. Ich stand zurückgelehnt, den Sauger in der Wunde, mit dem Haken in der linken die Wunde

spreizend. Auch die andere Frau nun aufrecht, ruckartig hatte sie den Kopf zurückgezogen, als das Kreischen begann, einen Augenblick zu spät. Ich sah zur Seite, auf ihrem hellgrünen Mundschutz rote Spritzer, wahrscheinlich auch auf ihrer Haube, doch ihr Blick war noch immer starr nach vorne gerichtet.

Ich hasste es. Ich hasste den grausamen Lärm, der jede Handlung zu einer Pantomime verdammt, ich hasste die Zerstörung, das Herumspritzen menschlichen Seins, das zu winzigen Partikeln zerstückelt den Schild des Oberarztes nach und nach trübten, von der Schwester immer wieder mit einem feuchten Tuch weggewischt. Ja, wir versuchten, das Leben dieses Menschen zu retten, doch ich hasste es, dass es nur auf diese Art möglich zu sein schien, dass wir ihn verletzen, verstümmeln mussten, um sein Leben zu erhalten.

Es ist das letzte Mal, ging es mir durch den Kopf, nie wieder musst du so etwas tun. Morgen nach der Frühbesprechung wirst du das Krankenhaus für immer verlassen. Nie wieder Nachtdienste, nie wieder in den OP oder in die Ambulanz. Denn heute war mein letzter Tag, der letzte Tag meiner Ausbildung. Doch auch dieser Gedanke konnte meinen Hass nicht lindern.

Plötzlich Stille. Ich beugte mich vor. Die Säge bewegte sich nicht, wimmerte nur leise.

„Verdammt, das Ding steckt.“

Der Oberarzt zog, mit einem Ruck kam die Säge frei und kreischte wieder. Ein Bluttröpfchen spritzte auf meine Brille und lief langsam das Glas hinunter.

„Shit.“

Der Oberarzt schaltete die Säge aus. „Was ist?“

„Ich sehe nichts.“

„Istvan, kannst du dem Kollegen behilflich sein? Er hat sich bekleckert.“

Über dem Tuch, hinter dem der Kopf des Patienten gelagert wurde, tauchte erst eine OP-Haube, dann ein schmales Gesicht eines Mannes

auf. Langsam schob er den Mundschutz über die Nase. Manchmal vergisst man die Anästhesisten. In ihrem kleinen, mit Tüchern abgegrenzten Reich sitzen sie ruhig, gewissermaßen symbiotisch mit ihren schlafenden Patienten, und unsichtbar auf ihren Hockern, lesen die Daten von den Monitoren ab und tragen sie in das Narkose-Protokoll ein. Nur hin und wieder stehen sie auf, um eine neue Infusion an den Ständer zu hängen oder um die Chirurgen zu fragen, wie lange sie noch brauchten. Oder – um eine kleine, unsterile Tätigkeit zu verrichten, um die sie gebeten wurden.

Der Anästhesist kam zu mir und nahm meine Brille ab.

„Kommt davon, wenn man an vorderster Front arbeitet“, murmelte er, während er mit einem Tuch über die Gläser wischte. Er schüttelte den Kopf, ging zum Waschbecken, ließ Wasser über die Brille laufen und trocknete sie ab.

„Wie geht es ihm?“ Der Oberarzt hatte die Säge wieder ausgeschaltet.

„Othmar? Nicht gut, aber im Moment stabil.“ Der Anästhesist setzte mir die Brille wieder auf.

„Okay?“

Ich nickte.

Es war bei einer Skitour passiert, die Othmar Steiner mit zwei Freunden unternommen hatte. Für eine Tour musste man weit hinauffahren in diesem Winter. Kurz vor Weihnachten hatte es das letzte Mal geschneit, jetzt, Ende Februar, lagen die Berghänge braun und steinig im milchigen Winterlicht, Fichten und Tannen mit trockenen, ausgebleichen Nadeln, weiße Felder aus altem, gefrorenen Schnee nur an Nordhängen über der Waldgrenze. Es war zu kalt, die Luft zu trocken. Getrieben von einem stabilen Hochdruckgebiet blies seit Wochen arktische Luft durch die Täler, die alles in ihrem eisigen Griff erstarren ließ. Nicht nur ruhige Gewässer, Teiche und Seen, froren in diesem Winter zu, selbst der Fluss durch die Stadt und die Gebirgsbäche entkamen nicht der polaren Kälte. Erst zögerlich und nur an den Ufern

waren auch diese inzwischen von mächtigen, bizarr geformten Eismassen bedeckt. An einem dieser Bäche wäre das Unglück wohl geschehen, erzählte der Ambulanzpfleger, auch wenn er sich nicht sicher wäre. Othmar hätte von glitzerndem Licht gesprochen, von Sonnenstrahlen, die sich im Eis spiegelten, allerdings wäre das nur mehr ein Murmeln gewesen, das Beruhigungsmittel hätte bereits zu wirken begonnen, und kurz darauf wäre er eingeschlafen.

Der Knochen war durchtrennt, die Säge verräumt, die knappen Anordnungen des Oberarztes – Schere, Tupfer, Skalpell – nicht mehr durch den Schild gedämpft. Ich sah zur Uhr: fünf vor vier. Wieder ging es darum die Muskulatur zu präparieren und Blutgefäße zu verschließen, der Hautschnitt war erweitert worden, die Wunde jetzt tief. Trotzdem war kein Ende abzusehen, Othmar Steiner hatte einen kräftigen Körper mit starken Muskeln. Ein Bär von Mann, hatte der Ambulanzpfleger gemeint und dabei den Kopf geschüttelt, immer in den Bergen unterwegs, Sommer wie Winter. Im Augenwinkel bemerkte ich, dass der Anästhesist wieder aufgestanden war. Eine Zeitlang schaute er uns schweigend zu, den Mundschutz mit der linken Hand vor das Gesicht haltend.

„Wie kommt ihr voran?“ Seine hellblauen Augen wanderten von der Wunde zum Oberarzt. Zwischen den buschigen Augenbrauen standen zwei tiefe Falten, er wirkte besorgt, oder war er nur müde?

„Zäh“, erwiderte der Oberarzt. „Er blutet ziemlich.“

„Wäre gut, wenn ihr bald fertig seid.“ Der Anästhesist nahm einen leeren Beutel vom Infusionsständer und hängte eine neue Blutkonserve an.

„Haben wir genug Konserven?“, fragte der Oberarzt.

„Ja, daran liegt es nicht. Sein Herz macht mir Sorgen, er hat zunehmend Extrasystolen.“

Ich horchte auf das Ticken des EKG-Monitors. Die Herzschläge waren nicht rhythmisch, es gab kurze Pausen, dann wieder eine Salve von

mehreren Schlägen hintereinander. Auch die andere Frau schien es zu bemerken, ich spürte wie sich ihr Körper neben mir straffte.

„Kollegin, Sie kümmern sich jetzt nur mehr um die Blutstillung.“ Der Oberarzt reichte der anderen Frau die Kauterpinzette. Thaler, Sie saugen was das Zeug hält, ich muss besser sehen. Und, Daniela, Tücher, Tücher, Tücher.“

Die Schwester öffnete einen sterilen Metallbehälter und legte einen Stapel blauer OP-Tücher bereit.

Der Oberarzt arbeitete schneller, es wurde kaum gesprochen, die einzigen Geräusche das Summen der Geräte, das Schlürfen des Saugers, das kurze elektrische Knistern des Kauters, wenn die andere Frau ein Blutgefäß verödete. Die Schwester reichte die Instrumente, legte Tücher auf die Wundränder und tauschte sie, wenn sie durchtränkt waren, gegen frische aus. Dazwischen half sie, so wie ich mit einem Haken in einer Hand, die Wunde offenzuhalten.

„Gut so.“ Die Stimme des Oberarztes klang gepresst.

Ich schaute kurz auf. Auf seiner Stirn standen feine Schweißperlen und am Rand seiner OP-Haube breitete sich ein dunkler Streifen aus. Er tat mir leid, und in diesem Augenblick war ich dankbar, dass ich nur assistierte, dass ich nicht die ganze Last der Verantwortung trug. Hatte er Othmar Steiner gut gekannt? Ziemlich sicher, auch wenn man nicht auf derselben Station arbeitete, in kleinen Krankenhäusern wie diesem lief man sich immer wieder über den Weg, im Lift oder in der Mensa, und tauschte ein paar Worte aus. Wahrscheinlich hatte auch ich ihn hin und wieder gesehen, obwohl ich nur für drei Monate hier war, und ich war froh darüber, dass der Kopf verdeckt war, dass ich sein Gesicht nicht sehen konnte.

Ein schriller Dauerton von einem der Monitore. Der Anästhesist sprang auf, und wir hörten ihn hinter dem Tuch hektisch arbeiten. Der Ton verstummte.

„Istvan?“

„Er flimmert. Weg von Tisch.“

Die Schwester nahm uns hastig die Instrumente aus der Hand. Wir machten einen Schritt zurück.

Kammerflimmern. Das Herz schlägt rasend schnell, doch es ist als stände es still, es pumpt nicht mehr, der Blutfluss kommt zum Erliegen. Lehrbuchwissen, ich hatte es selbst noch nie erlebt, doch ich wusste, was nun kommen würde: eine Defibrillation, was erheblich harmloser klingt, als was es ist – ein Stromstoß in den Brustkorb.

„Achtung.“

Othmar Steiners Körper bebte kurz unter dem Tuch. Stille für Sekunden. Wieder der Alarm. Jemand drückte meine Hand. Ich sah zur Seite und blickte für einen Moment in die dunklen Augen der anderen Frau. Sofort ließ sie los und wendete den Blick ab. Wieder das Beben, verursacht durch den Stromschlag der durch den Körper rast und sämtliche Muskeln in Aufruhr versetzt, in der Hoffnung, dass dieser eine unförmige Muskelball, den wir Herz nennen, wieder seinen Rhythmus findet, dass er wieder zu schlagen beginnt, so wie er irgendwann zu schlagen begonnen hat im Mutterleib, winzig klein doch unermüdlich und verlässlich, bis jetzt. Wieder die stillen Sekunden.

„Sinusrhythmus.“ Die erleichterte Stimme des Anästhesisten.

„Weiter.“ Der Oberarzt stand schon am OP-Tisch.

Ich sah nicht mehr auf die Uhr. Ich vergaß, dass es Nacht war, dass die Welt draußen in grimmiger Kälte lag, und ich vergaß, dass es mein letzter Tag in einem Krankenhaus war. Ich dachte nicht an meine Zukunft, an die Dinge, die ich in den kommenden Wochen zu erledigen hatte. Mein Hass war verflogen, es spielte keine Rolle mehr, ob ich mochte, was ich hier machte, es ging allein darum, es zu tun. Fieberhaft operierten wir weiter, ohne Worte, verständigten uns mit kurzen Blicken. Ich fühlte mich wie in einem Rausch, einem Traum, gleichzeitig war ich hellwach. Ich spürte die andere Frau, unsere Beine lehnten aneinander, locker zunächst, dann enger, als ich das meine ein wenig

zurückzog, rückte ihres sogleich nach. Jetzt wich ich nicht mehr zurück und fühlte ihre Wärme, die Reibung des Stoffs zwischen uns, wenn einer von uns sich bewegte. Etwas später auch unsere Schultern, kurze, wie zufällige Berührungen, doch tröstlich, während sich die Wunde unter unseren Händen immer mehr vertiefte, der Mund immer weiter klaffte, schon lange verstummt – kein Schreien mehr, nicht einmal ein Wimmern, nur resigniertes Schweigen. Ahnte Othmar Steiner, was ihm in diesen Stunden widerfuhr, dass er sein Bein oder vielleicht noch viel mehr verlor? Verzweifelte er an seinem Schicksal, dem Preis, den die kleine, dumme Geschichte ihn nun kostete? Oder konnte eine Narkose so tief sein, dass man friedlich schlief, während der eigene Körper von Klingen und Sägen verletzt wurde?

Die Blutungen ließen nach, immer seltener musste ich den Sauger in die Wunde führen, nur mehr gelegentlich war das Summen des Kauters zu hören. Ich sah zu der Schwester hinüber, sie bemerkte meinen Blick, ihre Augen nun milde. Unmerklich schüttelte sie den Kopf.

„Peter, ihr könnt aufhören.“ Der Anästhesist schaute über das Tuch, sein grauer Vollbart ohne Mundschutz.

Der Oberarzt arbeitete weiter. „Schere.“

„Doktor Bauer“, sagte die Schwester leise.

Der Oberarzt hielt inne, schaute aber weiter in die Wunde. „Keine Hoffnung mehr, Istvan?“

Der Anästhesist antwortete nicht. Das Klicken eines Schalters, das Beatmungsgerät kam zur Ruhe.

Ein Stöhnen neben mir. Die andere Frau stützt sich auf den OP-Tisch. Ich lege meine Hand auf ihre. Sie zittert. Noch einmal das Stöhnen, leiser. Mit einem Ruck richtet sie sich auf und dreht sich zu mir. Ihre Augen dunkelbraun, der Fächer der Iris wie zarte goldene Fäden, über schwarzen Wimpern der sanfte Bogen ihrer Brauen. Doch ihr Blick brennt – vor Trauer, vor Schmerz, vor Wut. Ihre Augen lassen mich nicht

los, brennen in mich hinein, und ich lasse es zu, denn der Schmerz ist richtig, in diesem Moment ist er richtig. Auch ich lasse sie nicht los, halte sie fest mit meinem Blick. Der Schmerz wird vergehen, sich wandeln, bald schon, das glaube ich, und vielleicht sieht sie das in meinen Augen. Und da ist wieder die Nacht, doch diesmal ist sie durchscheinend, wie Nebel umgibt sie uns und hält die Zeit an, für einen Moment, bevor sie sich verflüchtigt. Die Frau geht einen Schritt rückwärts, erst jetzt löst sich ihr Blick. Sie dreht sich um, läuft zur Tür und schlüpft durch den Spalt, als diese sich öffnet.